

DIE FACKEL

Nr. 87

WIEN, ENDE NOVEMBER 1901

III. JAHR

Der voraussetzungslose Mommsen

Von Houston Stewart Chamberlain

Theodor Mommsen ist nicht bloß einer der bedeutendsten Geschichtsforscher des vergangenen Jahrhunderts gewesen, sondern bei zunehmendem Alter entwickelte er eine ganz eigentümliche Gabe, die heute, wo die Kräfte des Fünfundachtzigjährigen sonst nachzulassen beginnen, ihre üppigsten Blüten treibt: *er versteht es, jede gute Sache zu einer schlechten umzuwandeln*. Seine Kundgebungen an die Zeitungen sind der Schrecken aller vernünftigen Männer. Denn infolge des angeborenen Scharfsinnes, verbunden mit der Gelenksteifigkeit und dem Eigensinn des schwerhörigen, falsch verstehenden Greises, kann dieser verehrungswürdige Gelehrte keine öffentliche Frage berühren, ohne sie zu verkehren und zu vermatschen. Regelmäßig packt er sie beim falschen Ende an, regelmäßig flattern ihm — dem sonst so nüchtern Forschenden — die volltönenden Phrasen aus seiner achtundvierziger Zeit wie Jugendträumerausch im Gehirne auf. Und diese Phrasen, verbunden mit der wohlverdienten Autorität des weltberühmten Namens, verschaffen seinen Expektionen den stärksten Nachhall. Die Presse verbreitet sie mit Wonne; Journalisten, die in ihrem Leben die »Römische Geschichte¹« und das »Korpus inscriptionum latinarum²« nie erblickt haben, preisen den »größten Geschichtsforscher aller Zeiten«; alle Durchschnittsmenschen, alle Alltagsköpfe und Bierbankpolitiker, auch alle die unsauberen Gesellen, die nur im Trüben fischen können, jubeln ihm zu; und er, der sonst ziemlich rauhe, widerhaarige Norddeutsche, der, im Bewußtsein seines Wertes, kaum den Ebenbürtigen gestattet ihn zu loben, er schlürft den billigen Weihrauch mit Wollust ein; Brief folgt auf Brief, die Konfusion wird immer größer, unheilbarer Schaden ist angerichtet ... Und Mommsen lächelt vergnügt und glaubt, er habe der Menschheit weiß Gott was für einen Dienst geleistet. So war es vor einigen Jahren, bei Gelegenheit der geräuschvoll inszenierten Enquete über die Judenfrage. Ein Mann wie Mommsen konnte den reklamesüchtigen Bedränger die Treppe hinunterwerfen und stillschweigen, oder aber er konnte das Werk fortsetzen, das Treitschke in so mannesmutiger Weise begonnen, und hatte er selber in seinem Hauptwerke den Semiten im allgemeinen so bittere Wahrheiten nicht vorenthalten, so konnte er jetzt offen, streng, rücksichtslos zu den Juden reden und ihnen sowie ihren deutschen Mitbürgern hierdurch den größten Dienst leisten; aber nein, er zog seine achtundvierziger Phrasen hervor, stieß jenes dunkle, richtungslose Gewissen der Nation, das sich vorderhand »Antisemitismus« nennt, noch tiefer hinunter, schmeichelte den schlimmsten Instinkten derjenigen Elemente im Judentum, die zum

1 Literaturnobelpreis 1902

2 Eine Sammlung aller bekannten antiken lateinischen Inschriften

funktionellen Parasitismus zurückgebildet sind und für Semiten und Nichtsemiten eine gleich verderbliche Seuche bedeuten, kurz, er hatte mit wenigen Worten alles Mögliche getan, um Konfusion statt Klarheit zu schaffen und um die verschiedenen »schlechten Sachen« an Stelle der einen guten zu setzen. Ähnlich vor kurzem, als der Kampf zwischen Deutschen und Tschechen hell aufflammte, jedoch unter der Leidenschaft des neuerwachten vielleicht noch einige Regungen der Generosität, der Gerechtigkeit, des guten Willens zu vermuten waren. Auch hier konnte Mommsen ruhig schweigen und römische Geschichte studieren; weder er noch sein Vaterland war im Spiel; sprach er aber, so war es seine Pflicht — seine Pflicht als weitblickender Historiker, seine Pflicht als erfahrener Jurist und Menschenkenner, seine Pflicht als Greis an der Schwelle des ewigen Schweigens — beschwichtigend, aufklärend, gerecht zu reden: seine Pflicht war es, sich die gesamte Lage und alle ihre Faktoren besonnen und im Gefühl der großen Verantwortlichkeit, die sein internationaler Ruf ihm aufbürdet, zu überdenken, um dann, aus einem Bunde des Möglichen mit dem Erstrebenswerten für Freund und Feind gewichtige Worte des Ermahnens und des Friedens zu finden. Hätte es etwas genützt? Ich weiß es nicht; jedenfalls hätte es nichts geschadet; und Mommsen selber hätte in würdiger Weise sich um eine gute Sache verdient gemacht. Doch weit entfernt! Er setzt sich hin, schreibt den unüberlegtesten, leidenschaftlichsten Brandbrief, daß der leibhaftige Ritter von Schönerer es nicht ungeschickter, arroganter, aufreizender hätte machen können; der schweren Sündenschuld der Deutschen gegen die Tschechen gedenkt er mit keinem Worte: daß es die deutsche Universität war, welche Huss in seinem Kampf um Freiheit und Religion verdammt, daß es eine deutsche Dynastie war, welche das tapfere Volk unter den Röhrentiefeln roher Husaren zermalmte, fast bis zur Ausrottung; sondern mit unkluger Überhebung wirft er den Slawen Impertinenzen ins Gesicht und hetzt die ohnehin schon fast fassungslosen Deutschen zu Gewalttätigkeiten auf. Neuen Haß, neue Unversöhnlichkeit hatte sein polterndes Wort in die Herzen gesät, und die gute edle deutsche Sache — die Sache der Kultur — hatte er zu einem Naschmarktweibergezänk degradiert. Und so ging's weiter. »Tanzt ein Alter, so macht er großen Staub«, sagt das Sprichwort; dieser kann das Tanzen nicht lassen. Erst vor wenigen Tagen fand er wieder die Gelegenheit, sein beneidenswert rüstiges Polkabein zu schwingen. Jener Bund nämlich, der die Interessen der internationalen Zweideutigkeit im allgemeinen und die der Talentlosigkeit auch derjenigen, die nicht einmal pornographisch ist — im besonderen vertritt, dazu den hehren Namen Goethes mißbrauchend, hat sich veranlaßt gefühlt — wie hätte man ein anderes von ihm erwarten sollen? —, gegen die Bayreuther Festspiele und den Schutz des Parsifal, zu Gunsten der tantiemegierigen, bühnausschrotenden Direktoren, der Neumanns und Pollinis und Staegemanns, aufzutreten. Das ist ganz in der Ordnung. Wozu heißt man »Goethebund«? War nicht Goethe mehr Theaterdirektor als Theaterdichter? Und so hielt denn neulich ein Professor eine flammende Rede im Goethebund zu Berlin gegen das heilige Vermächtnis Richard Wagner's an sein deutsches Volk. Wohl ihm; es ist gut, wenn alle Welt erfährt, wer und was der Goethebund ist und in wessen Interessen er steht. Doch gleich beginnt es den alten Mommsen in beiden Beinen zu jucken; ach was! ruft er aus, das ist noch lange nicht Staub genug, logisch denkende Menschen könnten noch immer in dieser Sache klar sehen; warten Sie, ich werde Ihnen beispringen; zwar war ich nie in Bayreuth und von Wagner weiß ich auch nicht recht, was das für ein Mensch war, — doch das Tanzen ist eine Wonne! Und sofort wirbelt er in dieser für die künstlerischen Interessen Deutschlands so wichtigen Sache eine solche Wolke banalen Phrasendunstes auf, daß man

die Augen zudrücken muß; und wiederum berufen sich von nun an alle schlechten Elemente, alle berufsmäßigen Ausbeuter geistiger Werke, alle Feinde der individuellen Freiheit, alle Mikroben, die von der Zerstörung deutscher Kunst und Kulturtaten leben, auf den großen Mommsen, den berühmten Mommsen, den unsterblichen Mommsen.

Das ist der Mann, dessen allerneueste Einmischung in das öffentliche Leben mit seinem Wort über »die voraussetzungslose Forschung« so ungeheures Aufsehen in den deutschen Universitäten und in den weitesten Kreisen der Gebildeten macht, sie gewaltsam aufreizend gegen eine Regierung, die in maßvollster Weise es gewagt hatte, den staatsbedrohlichen Professorenkoterien nicht völlig freie Hand zu lassen. Sollte Mommsen dieses eine mal aus der Rolle gefallen sein und Recht haben? Die Menge — die Menge der Gebildeten — wähnt es und überschüttet ihn mit Danksagungen und Ovationen; in Wirklichkeit hat er aber lediglich noch einmal »großen Staub gemacht«, und einer der besten Ideen und Bestrebungen des modernen Menschen — der unbedingten Freiheit der Forschung und des Forschers, ihrer Loslösung aus jeglichem Frondienst aus allem Interessenkampf, aus aller Protektionswirtschaft und Parteityrannie so viel geschadet wie es in seinen Kräften lag.

Die Stadt Straßburg zählt circa 135.000 Einwohner; davon bekennen sich 67.000 zum Katholizismus, 63.000 zum Protestantismus, 5000 zum Mosaismus. Die Katholiken machen also 50 Prozent, die Protestanten 47 Prozent und die Juden 3 Prozent der Bevölkerung aus. Zieht man aber das ganze Land Ober— und Unterelsaß in Betracht, so steigt der Prozentsatz der Katholiken auf fast 75, wogegen der der Protestanten auf weniger denn 25, also weniger denn ein Viertel zurückgeht, und die Juden nur noch etwa 2 ½ von Hundert zur Gesamtzahl beisteuern. Dieser Stadt und diesem Lande dient nun die 1872 gegründete Kaiser—Wilhelm—Universität. Kein Mensch auf Erden wird fordern, daß bei der Besetzung ihrer Lehrstellen die konfessionelle Parität zahlenmäßig zum Ausdruck komme; vielmehr lassen uns alle Statistiken über die gelehrten Berufsarten erwarten, daß die Nichtkatholiken an allen Fakultäten in starker Mehrzahl vertreten sein werden; sie hauptsächlich sind es, welche diese Laufbahn ergreifen; auf den katholischen Kongressen der letzten Jahre hat man über den tatsächlichen Mangel an katholischen Gelehrten ersten Ranges genug geklagt. Doch es gibt welche: ältere, schon berühmte, und jüngere, vielverheißende. Die grundsätzliche Ausschließung bedeutender Gelehrten von gewissen Universitäten ihrer katholischen Religionsangehörigkeit wegen — gleichviel ob der Grundsatz laut ausgesprochen wird oder nur in den Fakultätssitzungen schweigend zur Anwendung kommt — bedeutet eine weittragende nationale Gefahr; sie schärft die religiösen Gegensätze, sie unterstützt die ultramontanen Bestrebungen, alles katholische Unterrichtswesen der Kirche zu unterordnen und eigene, ausschließlich katholische Universitäten zu erhalten, sie verbittert das Gemüt ernster, gut national gesinnter, wissenschaftlich unabhängiger Katholiken. Und das alles fällt natürlich umso mehr auf und wirkt umso aufreizender, wenn die betreffende Universität inmitten eines vorwiegend katholischen Landes steht. Jeder vernünftig und billig denkende Mensch wird das alles zugeben. Nun schaue sich aber ein solcher die philosophische Fakultät der Universität Straßburg an! Ganz zuverlässige Zahlen sind nicht leicht zu erhalten, doch stammen die folgenden aus guter Quelle und dürften nach keiner Seite hin einer bedeutenden Korrektur bedürfen: von 30 Professoren, die diese Fakultät zählt, sind 12 Protestanten, 16 Juden, 2 Katholiken. Wie gesagt, ob diese Zahlen heute noch ganz genau stimmen, weiß ich nicht; auch weiß ich nicht anzugeben, wie viele der betreffenden Juden sich haben taufen lassen; doch das Gesagte genügt, um uns ein

Bild von dieser Fakultät zu geben, deren »freie und blühende akademische Selbstbestimmung«, wie ihr Senior Prof. Michaelis laut klagend an Mommsen berichtet; von der preußischen Unterrichtsverwaltung bedroht ist. Diese »blühende Selbstbestimmung« besteht natürlich einfach darin, daß die 16 Juden 30 sein wollen und daß, da das vorderhand nicht ohne weiteres geht, sie mit den Protestanten eine Art Kartell bilden, um jeden Katholiken fernzuhalten. Da ist es denn freilich nicht leicht, die katholische Jugend in größerer Zahl zur akademischen Bildung und damit zugleich zu fester deutscher Gesinnung heranzuziehen; nur den Hetzkaplänen macht man es leicht, denjenigen, für die der Papst zu Rom die höchste irdische Gewalt ist und der deutsche Kaiser ein Ketzer, dem man nur gehorcht, wenn man nicht anders kann. Und worin besteht die angebliche Bedrohung der »voraussetzungslosen Forschung«? Darin, daß im vergangenen Sommer, als der Stuhl für neuere Geschichte vakant geworden war, der Unterrichtsminister nebst dem von der Universität berufenen Meinecke noch einen zweiten Professor ernannte, und dazu einen hervorragenden jungen preußischen Katholiken erwählte, Martin Spahn, der mit 28 Jahren in Berlin Privatdozent war und sich seitdem als Extraordinarius in Bonn, sowie durch eine Reihe streng wissenschaftlicher Veröffentlichungen zur Geschichte von Pommern, Preußen usw. verdient gemacht hat. Wozu noch gleich bemerkt werden muß, daß Spahn ein so stramm deutschgesinnter und so völlig unabhängiger Mann ist, daß die ultramontane Partei in Straßburg sofort gegen ihn demonstrierte.

Das also ist der Fall, der Mommsen zu den Worten begeistert hat: »Es geht durch die deutschen Universitätskreise das Gefühl der Degradierung«. Man glaubt Sonnenthal in der Sterbeszene Heinrich IV. zu hören! Und gar erst, wenn er am Schlusse mit pathetisch zitternder Stimme die preußische Unterrichtsverwaltung zeigt: »der Verleitung zu der Sünde wider den heiligen Geist«. Ob jene 16 Juden und 12 Protestanten sich wirklich einbilden, sie seien direkt vom heiligen Geist eingesetzt? Und ist Mommsen tatsächlich so naiv, wie er sich gibt? oder ist er einer der raffiniertesten Rabulisten, die wir heute besitzen?

Die »voraussetzungslose« Wissenschaft! Was die 'Fackel' in ihrem ersten Jahrgang ¹ für die Wiener Universität nachgewiesen hat, ist überall wahr und könnte erst klar überblickt werden, wenn man eine Tafel der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Lehrern an sämtlichen Hochschulen deutscher Sprache besäße; ganz ausrotten läßt sich der Nepotismus bei dem System der »Selbstbestimmung« nicht; es ist gar nicht möglich, die Professoren müßten denn Übermensch sein; man kann ihnen nicht einmal einen Vorwurf daraus machen. Vor langen Jahren, als ich die akademische Laufbahn zu betreten gedachte, sagte mir ein Chemiker, der heute mit Recht zu den ersten Größen seines Faches gezählt wird, damals aber noch Extraordinarius war: »Wissen Sie, lieber Freund, da Sie doch schon zum Metier gehören, will ich's Ihnen offen sagen. Daß Sie was Tüchtiges können, genügt nicht; Sie müssen vor allem trachten, die Tochter eines Professors, womöglich eines Geheimrates zu heiraten!« Dieser Rat kommt zu spät, erwiderte ich, ich bin schon verheiratet. Mein Gönner erschrak förmlich. »Das ist schade! Das ist dumm! Sie glauben nicht, welchen Einfluß das bei uns auf die ganze Karriere ausübt. Welche Mühe hat's mir nicht gekostet, nur die venia docendi zu erhalten, und dann blieb ich stecken und konnte trotz aller Leistungen nicht vom Fleck, bis ich mich entschloß, die Tochter eines unserer Oberdrahtfädenzieher zu heiraten; da war's in drei Monaten gemacht.« Ich mag ihn wohl eigentümlich angeblickt haben, denn eine wahre Xanthippe war es, die er sich ins

1 "Universitätsbummel" in den Heften 4, 5, 6, 7 & 8

Haus genommen hatte; und so setzte er lachend hinzu: »Ach, wissen Sie, ich bin den ganzen Tag im Laboratorium, von Früh bis in die Nacht!« Also, daß die vorausgesetzte Schwiegermutter in der »voraussetzungslosen Wissenschaft« eine nicht zu verachtende Rolle spielt, das ist sicher.

Schlimmer noch sind aber die vorausgesetzten Verbohrtheiten, Verkehrtheiten, Beschränktheiten, Antipathien, Voreingenommenheiten der festbestallten Würdenträger, von deren »blühender Selbstbestimmung« das Nachrücken jüngerer Kräfte abhängt. Man kann ruhig behaupten: je bedeutender, je origineller ein junger Gelehrter, um so schwerer gestaltet sich für ihn der Eintritt in die akademische Laufbahn. Kein geringerer als Kant hat (in der Kritik der reinen Vernunft) darauf aufmerksam gemacht, daß sehr großes Wissen fast immer ein klein wenig Beschränktheit erzeugt, und niemand wird leugnen, daß die Anziehungskraft der Mittelmäßigkeit für ihresgleichen eine der größten Naturkräfte ist; manche Fakultät wird eher vom Mond eine gelehrte Null berufen als das Genie, das unerkant vor ihrer Nase steht. So hetzten z. B. vor nur wenigen Jahren diese voraussetzungslosen Herren einen Heinrich von Stein in den Tod. Vier mal mußte er in Halle seine Habilitationsschrift über Giordano Bruno umschreiben, ehe er sie bis auf das Niveau herabgeschraubt hatte, wo sie den zu Gerichte sitzenden Gelehrten »genügend« erschien; und in Berlin wurde seine großartige Arbeit über die Beziehungen zwischen Sprache und Denken von Leuten verworfen, von denen auch nicht ein einziger in geistiger Beziehung würdig gewesen wäre, ihm die Schuhriemen zu lösen. Heute besitzen wir diese Schriften und können sie vergleichen; heute, wo der Edle unterlegen ist, ward er in die Ruhmeshalle der klassischen Schriftsteller Deutschlands aufgenommen. Warum hat Stein's akademische Laufbahn einen so tragischen Verlauf genommen? Erstens weil ihm die vorausgesetzte Schwiegermutter fehlte; zweitens weil er das nicht vorausgesetzte Genie besaß. — Und da hier nur Namen, nicht Behauptungen nützen können und das Wort Genie soeben ausgesprochen wurde, füge ich gleich noch ein Beispiel hinzu. Deutschland besitzt einen wirklichen »Pasteur«, einen Mann, dessen Entdeckung der Kohlensäureassimilation im Dunkeln durch nitrifizierende chlorophylllose Mikroben eine ähnlich epochemachende Bedeutung für die Wissenschaft besitzt wie Pasteur's Entdeckungen bezüglich der optischen Eigenschaften der isomeren Körper der Weinsäure— und Zuckergruppe, einen Mann, dem wir die Umwandlung der Antisepsis in die Asepsis verdanken, einen Mann, der uns überhaupt eine ganz neue Auffassung des Wesens der Krankheit geschenkt hat und damit — wie ein Fachmann sich neulich ausdrückte — »einen Ariadnefaden aus dem Labyrinth« der heutigen Medizin. Dieser Mann — den man den Robert Mayer der Pathologie hat nennen dürfen — und der durch sein staunenerregendes Wissen und die Schärfe seines Verstandes auch sehr entlegene Gebiete plötzlich aufgehellt hat (man sehe z. B. seine »Rassenhygiene der Griechen«), lebt seit zwölf Jahren in der Verbannung, nämlich in der »österreichischen Barbarei«, wie sie Beethoven nannte. Daß ein Ferdinand Hueppe, auf Prag angewiesen ist, wo er nichts findet von alledem, was ein Hygieniker zur Förderung seiner Arbeiten braucht, und wo außerdem sein Einfluß auf die Gestaltung der Wissenschaft auf ein Minimum reduziert bleibt, das ist ein Schandfleck in der Geschichte deutscher Wissenschaft. Und wie kann so etwas geschehen? Sehr einfach; durch die von Prof. Michaelis gepriesene »blühende Selbstbestimmung«. Es gibt an deutschen Universitäten zwei oder drei Hygieniker, deren künstlich hinaufgeschraubter Ruf in der Nähe Hueppe's stark verblasen würde; neben dem geistig so hervorragenden Manne würden diese verdienten fleißigen Alltagsköpfe selbst den Zeitungsglorienschein einbüßen; das darf nicht sein, Hueppe

muss draußen in der »Barbarei« bleiben. Ja, der tyrannische Einfluß solcher Professorenkartelle geht so weit, daß sie aus Lehrbüchern die Namen streichen lassen, die ihnen unbequem sind, und so kann man es erleben, daß z. B. in der neuesten Ausgabe von de Barys »Vorlesungen über Bakterien« die Entdeckung der Kohlensäureassimilation im Dunkeln einem Russen und einem Polen zugeschrieben und Hueppe, der sie bedeutend früher publiziert hat, in diesem Zusammenhang überhaupt gar nicht genannt wird. Hat denn das gebildete Publikum den Fall Eugen Dühring schon ganz vergessen? Zugegeben, daß Dühring ein Querkopf ist; er ist ein durchaus redlicher Mann und ein Mann von origineller Bedeutung. Nur einzelne seiner damaligen Feinde hätten dasselbe von sich sagen können. Und wir sehen, daß unsere Professorenkonvente nicht bloß ungewöhnliche Begabung oftmals fernhalten — wie bei Heinrich von Stein —, weil sie sie nicht zu erkennen vermögen, sondern daß sie nicht selten, gerade *weil* sie sie erkennen, sie bewußt und grundsätzlich und (wenn es sein muß) mit Anwendung recht bedenklicher Mittel sich vom Leibe halten.

So schlingt sich, wie Kreis um Kreis, immer eine »Voraussetzung« um die andere, von der bisweilen verschämt vorhandenen Schwiegermutter bis — manchmal — zur ganz unverschämten Befeindung bestimmter unbequemer Talente. Der äußerste und politisch bedenklichste Ring in diesen verschiedenen Voraussetzungen ist schließlich derjenige, wo landschaftliche und konfessionelle Voreingenommenheiten ein entscheidendes Wort mitsprechen. Alle Phrasen des Prof. Mommsen werden nicht machen, daß dies nicht in bedauerlichem Maße der Fall ist. Es ist eben auf dieser Welt nichts vollkommen. Das deutsche System der Ergänzung der Fakultäten durch eigene Wahl hat so großartige Erfolge aufzuweisen, daß gewiß kein Staatsmann auf den Gedanken kommen wird, es aufzuheben. Doch erfordert es scharfe Kontrolle seitens einer völlig unabhängigen Zentralgewalt, sonst wird sich immer mit der Zeit ein Gelehrtenmandarinat ausbilden und festsetzen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß die Organisation der deutschen Universitäten eine der größten Leistungen des Menschengeschlechtes ist und daß keine zweite Körperschaft der Welt bei gänzlichem Mangel an äußerer Machtstellung einen so weittragenden moralischen und kulturellen Einfluß besitzt, wie die der deutschen Universitätsprofessoren. Wissenschaftlich und moralisch ist diese Stellung verdient. Die oben gerügten Schwächen bedeuten wenig im Vergleich zu dem hohen Wert der Gesamtleistung. Doch auch die Professoren sind Menschen — wir sahen es ja — ; sie wären schlecht beraten, wenn sie nicht von sich alles Menschliche »voraussetzten«, und man leistet ihnen und dem Vaterland keinen Dienst, wenn man sie mit nichtssagenden Phrasen beweihräuchert und sie zugleich in unbedachtsamer Weise gegen jene Zentralgewalt aufreizt, die ein unerlässliches Element für das Leben des Gesamtorganismus der Universitäten bedeutet. Es liegt gerade im Interesse der echten »voraussetzungslosen Forschung«, daß frische Elemente hineingebracht werden, Männer, die nicht der Gnade ihrer Kollegen den Lehrstuhl verdanken und nach keiner Richtung hin gebundene Hände haben. Prof. Michaelis klagt über den Einfluß von oben, es sei »ein unerhörtes Regiment« usw. Nun, wir wissen alle, daß der Einfluß eines Ministers oder eines Ministerialdirektors — Leute, denen das Wohl des ganzen Vaterlandes anvertraut ist, denen der Blick durch den Umfang der Geschäfte erweitert wird, und denen zu Schikanen kaum Muse bleibt — weit weniger drückend empfunden wird, als mancher anonyme Druck und als die schwarze Morastluft des allseitig einengenden Koterienwesens. Außerdem ist es einfach nicht wahr, daß die Universitäten lediglich zum Behufe wissenschaftlicher Forschung da sind; die Universitäten besitzen

in Deutschland eine hervorragende nationale und dadurch auch politische Bedeutung; kein Staat der Welt tut so viel für seine Universitäten wie Deutschland; bei keinem Staate ist die Zukunft des Volkes so eng mit dem Geiste seiner Hochschulen verwachsen, wie dies in Deutschland der Fall ist: darum aber hat dieser Staat das Recht und die Pflicht, die Universitäten genau im Auge zu behalten und energisch und frei einzugreifen, wo er es im Interesse der Allgemeinheit für geboten erachtet. Im Falle Spahn war er besonders gut inspiriert; jeder vernünftige Mensch muß ihm Dank wissen. Mommsen verteidigt, was kein Mensch angegriffen hat, und greift dort an, wo er bei freierem Blick und besonnenerem Urteil gutheißen und verehren müßte. Kurz, wie anfangs gesagt, sein Talent, eine gute Sache in eine schlechte umzuwandeln, sein Talent, »Staub zu machen«, hat er wieder einmal betätigt.

Dies Alles sei in unbedingtester Ehrerbietung vor dem großen Forscher — als solchem — gesprochen; er selber hat uns soeben wieder versichert, er liebe nur das freie Wort. Im Übrigen:

Ridiculum acri

Fortius et melius magnas plerumque secat res.

Wien, am 1. Dezember 1901.

Houston Stewart Chamberlain



Eine erfolgreiche Aktion des Grafen Goluchowski

Die Leitartikel:

»Mit besonderer Befriedigung muß die erfreuliche Lösung der Differenzen zwischen unserer Monarchie und der Türkei begrüßt werden; Botschafter Baron Calice hat volle Genugtuung erlangt, ohne zu drastischen Mitteln als Nachdruck greifen zu müssen ... Ein erfolgreicher Abschluß der Aktion unseres Vertreters am Goldenen Horn ... Der Effekt einer von unserer Monarchie allein geführten Angelegenheit, die in vielen Punkten außerordentliche Schwierigkeiten aufwies und bei aller Entschiedenheit des Auftretens eine sehr delikate Behandlung erforderte ... Die Aktion unserer Monarchie hat sich nicht in auffallender Weise vollzogen, sie wurde ohne irgend eine Beunruhigung zu verursachen durchgeführt, und man erfährt eigentlich erst jetzt angesichts der erfolgreichen Beendigung, welche Bedeutung der befriedigenden Lösung innewohnt ... Wahrung des Ansehens der Monarchie ... Vollste Anerkennung der Initiative ... Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Österreich—Ungarn und der Türkei ist nun wieder hergestellt, die schweren Schatten, die auf demselben lagerten, haben sich verzogen.«

Die Aktion:

»Vor einiger Zeit hat der Gendarmeriekommandant in Üsküb, Mehmed Pascha, den Dragoman des österreichisch—ungarischen Konsulats auf öffentlicher Straße bedroht und beschimpft. Die Ursache dieser Gehässigkeit lag darin, daß der genannte Pascha zwei anständigen ungarischen Mädchen, welche der Dragoman in

amtlicher Eigenschaft zu beschützen hatte, nachstellte. Die verlangte Absetzung Mehmed Paschas wurde nicht allsogleich durchgeführt und demselben sogar Gelegenheit geboten, ohne Konsularassistenz eine Hausdurchsuchung bei den in ihrer Ehre Bedrohten durchzuführen. Auf neuerliche Schritte der österreichisch—ungarischen Botschaft wurde zwar Mehmed Pascha abberufen, aber in gleicher Eigenschaft nach Monastir versetzt. Nun wurde energisch die Annullierung dieser Ernennung verlangt und gefordert, daß Mehmed Pascha *sich verpflichte*, daß er künftighin weder selbst noch seine Familie österreichisch—ungarische Konsularfunktionäre oder überhaupt Österreicher oder Ungarn *angreifen* werde. Dies wurde *durchgesetzt*. Der nach Konstantinopel berufene Mehmed Pascha mußte vor dem Kriegsminister in feierlicher Weise diese Erklärungen abgeben, und er wird künftig in *Anatolien verwendet*.«

14 Tage später:

»Unter den verschiedenen Zugeständnissen, welche die Pforte in Folge des Ultimatums des Botschafters Freiherrn v. Calice vom 30. Oktober der österreichisch—ungarischen Regierung machte, befand sich auch die Absetzung des Gendarmerie—Chefs von Üsküb, des Generals Mehmed Pascha, der den Dragoman des dortigen österreichisch—ungarischen Konsulats beleidigt hatte. Wie man uns nun aus Prizrend meldet, ist Mehmed Pascha infolge jenes Vorfalles in der Tat nach Konstantinopel berufen worden, jedoch wieder nach seinem Vilajet zurückgekehrt. Mehmed Pascha zählt zu den mächtigsten albanesischen Chefs, und er wurde auch in Konstantinopel danach behandelt. Anstatt einer Verwarnung erhielt er alle möglichen Gnadenbeweise des Großherrn. Vor allem wurde er zum Adjunkten der Reform—Kommission für Albanien mit dem Sitze in Prizrend ernannt. Die Begleiter Mehmed Paschas erhielten Ordensauszeichnungen. Schließlich schenkte ihm der Sultan aus seiner Privatkasse einen Betrag von 500 türkischen Pfund und eine Harems—Odaliske ¹ (Djarié), da die Frau Mehmed Paschas kürzlich gestorben ist.«

* * *

[Der Gesetzentwurf über den Terminhandel]

Der Regierungsentwurf eines Gesetzes über den Getreide—Terminhandel ist rasch begraben worden. Unter den sieben parlamentarischen Leidtragenden befand sich ein sozialdemokratischer Abgeordneter. Aber man weiß, daß die Trauer bei Begräbnissen nicht immer echt ist. Herr Dr. Ellenbogen wollte offenbar nur »u. a.« gesehen werden. Der Abgeordnete der inneren Stadt und Leopoldstadt durfte bei einem Traueranlasse nicht fehlen, bei dem alle Getreuen der Börsen am Schottenring und in der Taborstraße vereinigt waren ... Wie sich in Wahrheit die Sozialdemokratie in einem stark agrarischen Lande zum Terminhandel, der doch innig mit dem Getreideimport zusammenhängt, zu stellen hat, zeigt der Antrag des Abgeordneten Jaurés in der französischen Kammer (17. Februar 1894): Der Staat solle allein berechtigt sein, Getreide einzuführen, und dieses zu einem jährlich durch Gesetz zu fixierenden Preise verkaufen.

¹ Haremssklavin

*

»Das Getreide kann und soll auch angesehen werden als das erste und notwendigste Bedürfnis im Leben der Gesellschaft; unter diesem Gesichtspunkt gehört es in die Politik und die Staatsklugheit« ... »Im Großen und Ganzen muß man dem Handel so viel Freiheit wie möglich lassen, aber den Absatz, auf dem die tägliche Versorgung einer Menge ruht, muß man sorgfältig überwachen; denn man kann nicht schlafen gehen, bevor man zu Nacht gegessen hat.«

»Sie sagten, daß man sich vor Leuten hüten muß, die nur kaufen, um zu verkaufen, und nur verkaufen, um zu kaufen, und die ein Komplott unter sich haben, um immer so billig wie möglich zu kaufen und so teuer wie möglich zu verkaufen.«

Abbé *Galiani*, »Dialogues sur le Commerce des Bleds (1770).

* * *

[Abgeordneter und Journalist (Zur Affäre K. H. Wolf)]

Herr K. H. Wolf hat kürzlich erklärt, er habe freiwillig sein Abgeordnetenmandat niedergelegt, »im Interesse der Partei, um diese nicht durch eine Privatangelegenheit in Mitleidenschaft zu ziehen«. Herr Wolf bezichtigt sich also einer nicht ganz korrekten Handlung im privaten Leben, die wohl ein öffentliches Interesse berühren müßte, da er fürchtet, daß er als Abgeordneter, ja daß seine Partei dafür haftbar gemacht werden könnte. Oder hat etwa Herr Wolf voreilig sein Privatleben mit dem öffentlichen vermengt? Wenn die Andeutungen und Vermutungen der Tagespresse begründet sind, dann wäre höchstens die Aufdringlichkeit zu tadeln, mit der Herr Wolf seine und anderer Leute persönliche Angelegenheiten einer Öffentlichkeit aufhalst, die nur philiströse Neugierde und kein ernstes Interesse veranlassen kann, sich mit ihnen zu beschäftigen. Aber glauben wir Herrn Wolf, der sich für disqualifiziert zum Abgeordneten erklärt, und wundern wir uns auch nicht über seine andere Erklärung, daß er fernerhin Herausgeber der 'Ostdeutschen Rundschau', die 'Ostdeutsche Rundschau' das Organ der alldeutschen Partei bleibt. Die Geringschätzung der eigenen publizistischen Tätigkeit, die Herr Wolf damit bekundet, ist ebenso begreiflich wie lehrreich. Das zwiefache moralische Maß, mit dem der Volksvertreter und der Publizist gemessen werden, entspricht dem Unterschied zwischen einem Beruf und einem Erwerb. Den Herausgeber und Schriftleiter eines Parteiblattes hat schwerlich jemals eine österreichische Partei mit sonderlichen moralischen Ansprüchen belästigt. Es wäre Erwerbsstörung, wollten alldeutsche Leser der 'Ostdeutschen Rundschau' verargen, daß sie einst die Nachricht von böhmischen Wahlsiegen mit der Anpreisung eines Wechselstubengeschäfts verbunden, die Sieger daran gemahnt hat, den Feind bis an die Börse zu verfolgen und dort eine fürchterliche Baisse anzurichten. Man pflegt die Privatangelegenheiten von Redaktionen sorgsam zu respektieren. Warum also nicht auch noch die eine, die man einem Abgeordneten nicht verzeihen könnte?

* * *

WECHSEL IN DER STATTHALTEREI

» ... Wie schon erwähnt, hatte Frau *Paparola* jüngst ein auf den Namen der Gräfin *Kielmansegg* gefälschtes Akzept begeben. Geld-

verleiher erhielten Kenntnis davon, daß ein Wechsel der Gräfin in Umlauf sei, und um das Geschäft nicht auf Umwegen zu machen, beschlossen zwei derselben, sich direkt an die Gräfin zu wenden. Sie bedienten sich hierbei zweier Frauen als Mittelspersonen, da sie voraussetzten, daß Frauen leichter bei der Gräfin vorgelassen würden. Nun wollte es der Zufall, daß am verflorbenen Samstag gleichzeitig zwei solcher weiblichen Geldagentinnen sich bei der Gräfin anmeldeten, um ihr Geld anzubieten. Die Gräfin war, wie wir hören, durch dieses seltsame Anerbieten aufs höchste *überrascht* und *bestürzt* und verständigte, Schlimmes ahnend, sofort ihren Gemahl. Da nun *weder Graf Kielmansegg noch die Gräfin je einen Wechsel unterschrieben haben*, so schien das Anerbieten der Geldagentinnen in hohem Maße verdächtig. Der Graf ließ daher die zwei Frauen aufhalten und machte die Anzeige bei der Polizei—Direktion ... «

So berichtete die 'Neue Freie Presse' in ihrem Abendblatte vom 27. November. Es ist jedenfalls in Ordnung, daß man die Wechselfälscherin sofort verhaftet hat. Offenbar hat man es nicht nur mit einer Betrügerin, sondern mit einer gemeingefährlichen Phantastin zu tun. Der Einfall, just auf den Namen der Gräfin Kielmansegg fälschen zu wollen, ist von ausgesuchter Plumpheit. Die Papparola wollte betrügen und verfiel auf den allerentlegensten Namen, mit dessen Benützung sie bei einem Wiener Geldverleiher von vornherein Verdacht erregen mußte. Es ist nur beklagenswert, daß zwei erfahrene Herren, die diesen Beruf ausüben, es doch nicht für ganz ausgeschlossen hielten, daß ein Akzept der Gräfin im Umlauf sei ... Nein, mit dem Statthaltereiwchsel war's wieder einmal nichts. Nach keiner der beiden Richtungen.

* * *

DAS AKTIVE KLAGERECHT

<p>Im Gemeinderat nannte Herr Bielohlawek die 'Ostdeutsche Rundschau' einen »Preßköter«.</p>	<p>Herausgeber und Redakteure der 'Ostdeutschen Rundschau' klagen wegen Ehrenbeleidigung, und das Bezirksgericht Josefstadt verurteilt Herrn Bielohlawek zu vierundzwanzigstündigem Arrest.</p>
<p style="text-align: center;">*</p> <p>In Nr. 76 der 'Fackel' schrieb ich: »'Pschütt—Caricaturen', 'Bombe', 'Humorist', 'Caricaturen', 'Wespen', 'Kleines Witzblatt' usw. sind so ekelhaft, wie es ihr Publikum verlangt«.</p>	<p style="text-align: center;">*</p> <p>Herr Leopold Spitzer, Eigentümer der 'Wespen', klagt wegen Ehrenbeleidigung, das Landesgericht Wien findet den Tatbestand gegeben und ordnet die Konfiskation der Nr. 76 der 'Fackel' an. (Vgl. Nr. 80.)</p>
<p style="text-align: center;">*</p> <p>Der Justizminister sagte zu einer Deputation, »es <i>ekle</i> ihn, so oft er den 'Scherer' zur Hand nehme«.</p>	<p style="text-align: center;">*</p> <p>Der Herausgeber des 'Scherer', Herr Habermann, bringt gegen den Justizminister die Ehrenbeleidigungsklage ein. Das Bezirksgericht Josefstadt beschließt die <i>Einstellung des Verfahrens</i> ohne Anordnung ei-</p>

ner Verhandlung, »weil selbst laut Klage in der inkriminierten Äußerung des Ministers die Person des Klägers nicht gemeint, nicht kenntlich gemacht und gar nicht berührt erscheint, vielmehr nur ein Zeitungsblatt gemeint war, so daß dem Kläger das *aktive Klagerecht fehlt*«.

Die letzte der drei Entscheidungen ist ohne Frage die einzig richtige und juristisch haltbare. — Möge der Justizminister noch öfter Anlaß zu Klagen geben, um auf diese Weise wertvolle Präjudize und schließlich die Grundlage für eine einwandfreie, vernünftige und gerechte Judikatur schaffen zu helfen! Dazu ist er ja als Justizminister eigentlich verpflichtet.



[Die Heinegrabschändung]

Nichts hat genützt. Vergebens hat Frau van Embden dem Grabmalsentwurf des Herrn Hasselriis ihr Mißfallen bezeugt. Vergebens hat in der 'Frankfurter Zeitung' Heines Neffe gegen die Verunstaltung einer Dichterruhestätte protestiert, auf der seit manchem Jahr, von treuen Händen gepflegt, Blumen blühten. Das »freisinnige Wien« war nicht zu halten. Es mußte der Welt beweisen, daß der Stadtrat Wessely, als er dem Andenken Heines nahetrat, nicht namens des »Vereins der Verfassungsfreunde am Neubau«, sondern höchstens im Sinne der übrigen Wählerschaft dieses Bezirks gesprochen hat. So ist am 24. November ein Grabdenkmal auf dem Montmartre enthüllt worden. Die Wiener Verfassungs— und Fortschrittsfreunde versicherten telegraphisch die Unsterblichkeit Heines, und der Franz—Josefs—Quai hatte eigens den Versicherungsagenten Noske zum gleichen Zweck nach Paris entsendet. Da standen nun zwei Dutzend Menschen fröstelnd auf dem Friedhof. Das französische Literatentum war durch Herrn Deschamps vertreten, der nicht müde wurde zu wiederholen, wie »überrascht« er durch die »gefährvolle Ehre« der Einladung sei und wie »gern er diesen Platz einem andern überlassen« hätte, wenn solche Absicht nicht durch die »Beharrlichkeit« des Komitees vereitelt worden wäre. Von *Deutschen* sah man Madame Nathan, Herrn und Frau Leo Linder, Bankier Weinstein, Herrn Morpurgo, Herrn Brandeis und noch ein paar Gastgeber des Korrespondenten der 'Neuen Freien Presse'; das deutsche Schrifttum war durch Herrn Berthold Frischauer selbst, die Berliner Bankenwelt durch Herrn Sudermann, der Panamismus durch Herrn Josef Reinach repräsentiert. Man feierte Heinrich Heine, und Onkel Salomo würde sich, wenn er es erlebt hätte, bass darüber verwundert haben, daß der Geschäftswelt von heute das Buch der Lieder als das Hauptbuch der Firma Heine gilt. Wahrhaftig erhoben fühlten sich alle durch die Rede, in der der Begründer der Bank von Zion den deutschen Dichter verherrlichte. »Lyrische Gedichte sind in der Regel kein Ausfuhrartikel«, meinte Herr Nordau. Aber Heines, Lyrik, sei einzig in der »Qualität und Quantität der Empfindung, die

sich in den Versen veräußerlicht«. Und wen kann es Wunder nehmen, daß solche Quantitäten von lyrischer Empfindung prima Qualität endlich exportiert wurden? Heute sind Heine's Bewunderer über die ganze Welt zerstreut. Man weiß, Herr Nordau arbeitet seit Jahr und Tag daran, sie zu sammeln und in ein gelobtes Land zu führen. Nur ist es nicht das von Heine gelobte, mit den »Zuckererbsen für jedermann, sobald die Schoten platzen« ... Aber, wenn Herr Nordau seinen Heine erst kennen lernt, mag er auch sonst enttäuscht sein. Er wird schaudernd die Worte lesen, die Heinrich Heine dem Hamburger Judenhospital gewidmet hat, dem Hause für »Menschenkinder, welche dreifach elend, behaftet mit den bösen drei Gebrechen, mit Armut, Körperschmerz und *Judentume*.«

Das schlimmste von den Dreien ist das letzte
Das tausendjährige Familienübel,
Die aus dem Niltal mitgeschleppte Plage,
Der altägyptisch ungesunde Glaube.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Dusche, nicht die Apparate
Der Chirurgie, noch all' die Arzeneien,
Die dieses Haus den siechen Gästen bietet.

Wird einst die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen
Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, — wird einst der Enkel
Genesen und vernünftig sein und glücklich?

Die Enkel sind nicht vernünftig geworden. Der Arzt Nordau hat das unheilbar tiefe Leid nicht geheilt. Aber er hat dem alten Wahn eine neue Methode gefunden ...

* * *

DAS BUCH—MANUSKRIFT

Die von der 'Fackel' aufs Tapet gebrachte Angelegenheit der Bauernfeldpreis—Verteilung ist zu einer deutschradikalen Interpellation im Parlamente mißverständlich benützt worden. Herr Iro und Genossen, die in eiferner Sorge um das deutsche Schrifttum den Unterrichtsminister für seine Privatbeschäftigung als Preisverteiler zur Rechenschaft ziehen wollten, hätten, da sie nicht hinreichend informiert waren und nicht einmal die inzwischen erschienene Erklärung des Herrn *Dörmann* gelesen hatten, lieber schweigen sollen. Denn nachdem der Hauptbeteiligte gesprochen hat, erscheint er als der Hauptschuldige, und den Preisrichtern würde man heute mit Unrecht Cliquenfreundlichkeit und wissentliche Protektion eines Manuskriptes zum Vorwurf machen. Der unerquicklichen Affäre ward ein recht erquickliches Ende bereitet: *Herr Felix Dörmann hat die Preisrichter irregeführt*. Herr von Hartel mag just nicht der tauglichste Unterrichtsminister, der Literarhistoriker Minor nicht der Mann sein, eine den Schiller—Idealen abtrünnige Jugend zu entflammen: es ist ein wohltuendes Gefühl, die Preisrichter von dem Verdachte frei zu wissen, sie hätten, um Herrn Dörmann einen Geldbetrag zuzuschanden, kleine Kabalen nicht gescheut und sich einer Statutenverletzung schuldig gemacht. Seit dem 23. November liegt es klar zu Tage, daß sie vollständig

korrekt, daß sie durchaus im guten Glauben gehandelt haben, als sie die Auszeichnung des Dörmann'schen Werkes beschlossen. An jenem Tage hat nämlich der Autor des »Herr von Abadessa« in der Beilage zur 'Münchener Allgemeinen Zeitung' (Nr. 270) die folgende Erklärung veröffentlicht:

»Um der Diskussion über diese Angelegenheit ein rasches Ende zu bereiten, erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß mein Drama »Der Herr von Abadessa« schon seit längerer Zeit in einer Buchausgabe des Wiener Verlages gedruckt vorliegt und nur, wie das allgemein üblich ist, nicht vor der Premiere, welche im Januar im königlichen Schauspielhause zu Berlin stattfindet, in den Buchhandel gelangen sollte. Nichtsdestoweniger zirkuliert eine beträchtliche Anzahl von Exemplaren bereits seit September. Mit Rücksicht auf die Diskussionen, die sich an die Verleihung des Preises geknüpft haben, ist jedoch von mir im Verein mit dem Verlag die Ausgabe beschlossen und auch schon ausgeführt worden. Sie würden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie von dieser Sachlage den Lesern der 'Beilage' Mitteilung machen wollten.«

Die glaubwürdige Darstellung des Herrn Dörmann beweist, wie notwendig und heilsam es war, die Affäre aufzurollen. Denn jene deckt sich mit der Behauptung der 'Fackel', daß ein *Manuskript* prämiert ward. Herr Dörmann ist geständig. Sein Werk war zur Zeit, da eines der privat »zirkulierenden« Exemplare den Preisrichtern vorlag, noch nicht im Buchhandel erschienen. Herr Dörmann hatte den Preisrichtern ein Manuskript überreicht, das sie, da es in Druck gelegt und bereits mit der Verlagsfirma und dem Erscheinungsjahre versehen war, für ein längst der Öffentlichkeit unterbreitetes Buch halten mußten. Herr Dörmann hat es aber unterlassen, sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Ausgabe noch nicht erfolgt sei. Es ist klar, daß die Vervielfältigung durch Druck ein Werk so wenig zum »Buch« macht, wie etwa die Vervielfältigung durch Handschrift oder Schreibmaschine. Herr Dörmann sagt demnach nicht die Wahrheit, wenn er behauptet, daß »Der Herr von Abadessa« »schon seit längerer Zeit in einer Buchausgabe des Wiener Verlages gedruckt vorliegt«. Wahr ist vielmehr und Herr Dörmann gibt ein paar Zeilen später selbst zu, daß er die Buchausgabe erst nach der Aufführung, also im Januar, vornehmen wollte und sie erst nach der Preiszuerkennung, und nachdem sich bereits »Diskussionen« an diese geknüpft hatten, vorgenommen hat. Teils der Not gehorchend, teils dem eigenen Reklametribe. Er sah das Geschäft, das mit der erst nach der Aufführung »üblichen« Ausgabe zu machen gewesen wäre, beeinträchtigt, konnte aber dafür die eben erfolgte Prämierung als kostenlose Annonce benützen und den »Herrn von Abadessa« schon mit der Schleifeninschrift auf die Welt kommen lassen: »Mit dem Bauernfeldpreis gekrönt«. Wahr ist, daß es mir noch drei Wochen nach der Preisverteilung unmöglich war, ein Exemplar des »schon seit längerer Zeit in der Buchausgabe vorliegenden« Werkes in irgend einer der großen Buchhandlungen aufzutreiben. Wahr ist, daß Herr Dörmann im Verein mit seinem Verleger beschlossen hat, nicht erst die Reklame der Aufführung abzuwarten, sondern schon den Bauernfeldpreis buchhändlerisch auszuschroten.

Wahr ist aber auch, daß die Mitglieder der Kommission, denen ein gedrucktes Werk vorlag, auf dem selbst die auf Theaterstücken übliche Bemerkung »als Manuskript gedruckt« fehlte, Herrn Dörmann hereingefallen sind. Sie müssen dies, da sonst nur der Vorwurf der Inkorrektheit zu vergeben ist, ohne Rückhalt bekennen, und ahnungslos überwälzen sie jenen auf Herrn Dörmann, wenn sie heute, ohne die 'Münchener Allgemeine Zeitung' gelesen zu haben, sich gegen die Zumutung, daß sie ein Manuskript prämiert hätten,

verwahren. Daß die Bauernfeld—Statuten angeblich die Auszeichnung eines Manuskriptes nicht unbedingt ausschließen, habe ich schon neulich erwähnt, Herr Professor Minor beruft sich im 'Neuen Wiener Tagblatt' mit einem tönenden »Übrigens wären wir berechtigt gewesen« auf diese Seltsamkeit. Aber ein paar Zeilen später läßt er selbst durchblicken, daß man im Falle des »Bartel Turaser« davon Abstand nahm, dem Autor schon zu einer Zeit mit der Ehrengabe aufzuwarten, als das Drama einem Mitgliede des Kuratoriums bloß im Manuskript vorlag, und daß man augenscheinlich Bedenken trug, eine statutarische Lücke oder offenbare Widersinnigkeit als Vorwand zu nützen. Daß Herr Minor noch heute in der von Herrn Dörmann erzeugten Täuschung wohligh befangen ist, geht aus jener Stelle seiner im 'Neuen Wiener Tagblatt' veröffentlichten Mitteilung hervor, in der er sagt: »Aber es ist nicht richtig, daß uns diese Dichtung nur im Manuskripte vorlag; sie war zur Zeit, da wir die Ehrengaben verteilten, schon im Druck *erschienen*«. Später gibt er, wie schon erwähnt, der Meinung Ausdruck, die Preisrichter wären auch »berechtigt« gewesen, die Ehrengabe auf Grund eines Manuskriptes zu spenden, da — aber nun folgt nicht die klare Berufung auf irgend eine Bestimmung der Bauernfeld—Stiftung, sondern ein Geständnis logischer Unzulänglichkeit: man dürfe auch Manuskripte heranziehen, »da es doch eine Unmöglichkeit ist, alle im Druck erschienenen Werke zu kennen«. Gewiß ist es leichter, einzelne just vor der Preisverteilung »zirkulierende« Manuskripte kennenzulernen, als alle im Druck erschienenen Werke; aber die Zahl aller *nicht* im Druck erschienenen Werke ist noch bei weitem größer, und sie müßten alle geprüft werden, wenn an den Preis eine Ausschreibung geknüpft wäre. Da dies nicht der Fall ist, sind eben auch die gewissen Manuskripte, deren Kenntniss durch Gönnerschaften ermöglicht ist, sorgfältig vom Beratungstische der Kommission fernzuhalten.

Herr Professor Minor hat es sich nicht entgehen lassen, auch noch im 'Extrablatt' seine preisrichterliche Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit zu beteuern. Gewiß ist er »Niemandem Verantwortung schuldig«; außer — der Öffentlichkeit, die sich schon im Vorjahre baß darob verwunderte, daß er eine Schülerarbeit wie »Die Lumpen«, die seinen ehemaligen Seminaristen Leo Hirschfeld zum Verfasser hat, eines Preises würdig fand. Aber freilich, das lockende Beispiel Erichs Schmidt in Berlin nachzuahmen, im Germanistenseminar moderne Literatur zu züchten und als Minordomus der deutsch—österreichischen Literatur seines Amtes zu walten: wenn der Ehrgeiz seinen Mann nährt, so läßt sich auch dagegen nichts einwenden.

Ich weiß nicht, wie in der zuständigen Geschäftswelt das Vorgehen des Herrn Dörmann benannt werden wird. Hat er, wie der neuestens oft zitierte Fachausdruck lautet, mit Versen »Petites gemacht« oder, da er ein noch nicht erschienenenes Buch prämiieren ließ, bloß ein literarisches Blankotermingeschäft abgeschlossen? Die dramatischen Effektivhändler werden neidvoll erkennen, daß er's schlauer gemacht hat als sie. Und der Erfolg ließ ihn übermütig werden. Kaum hat er in der 'Münchener Allgemeinen' sich selbst der Irreführung der Unsterblichkeitsbehörde bezichtigt, so läßt er in der 'Neuen Freien Presse' eine Erklärung erscheinen, die nicht nur den wahren Sachverhalt, sondern auch seine eigene Unwahrhaftigkeit Lügen straft. »Herr Dörmann ersucht uns zu konstatieren, daß 'Der Herr von Abadessa' entgegen der Behauptung des Interpellanten *längst im Buchhandel erschienen ist.*« ... Ich möchte Herrn Dörmann darauf aufmerksam machen, daß er als Angeklagter das *Recht* hat, zu lügen. Aber nur *einmal!*

* * *

STATT JEDER BESONDEREN ANZEIGE

»Die Direktion des Theaters an der Wien hat sich mit den Entrepreneuren des 'Jung—Wiener Theaters' geeinigt, keine Unterbrechung in den Vorbereitungen der Operette 'Das Spitzentuch der Königin' eintreten zu lassen.«

DIE CLAQUE

Über das »Jung—Wiener Theater zum lieben Augustin«, das nun nicht mehr der »Rekonstruktion« bedarf, sowie der Tote nicht mehr des Klistiers bedarf, schrieb Frau Zuckerkandl, die Gattin des Anatomen, in jenem neulich zitierten Feuilleton der 'Wiener Allgemeinen Zeitung', es sei ein Versuch gewesen, »ein Versuch, welcher *vielleicht*, wenn wir den Eindruck auf das Publikum *in Betracht* ziehen, *nicht ganz* gelungen ist«. Tatsächlich hatten sich nämlich nicht alle Zuschauer ablehnend verhalten, und wer gerecht ist, muß zugeben, daß die Claque zum Beispiel ihren alten Liebling Streitmann mit donnerndem Applaus auf Wiener Boden willkommen hieß. Nun aber ist es wieder die 'Wiener Allgemeine Zeitung', die den einzigen Beifall, der an jenem Abend im Theater an der Wien hörbar wurde, nicht als Ausdruck echter Begeisterung gelten lassen will. Denn ein paar Tage später konstatiert das Organ des ortskundigen Direktors Salten anlässlich jener Operettenaufführung, die des lieben Augustin Herrschaft abgelöst hat: »Über etwas allerdings läßt sich nicht mit Schweigen hinweggehen: *die Claque des Theaters an der Wien ist unstreitig die dümmste und roheste, die es in Wien gibt*. Solche Ausschreitungen gegen den guten Geschmack sollte das Publikum sich nicht gefallen lassen, und die Direktion eines Theaters sollte sie ihm nicht zu bieten wagen.«

AUSVERKAUFT

Herr Franz Servaes, einer der kundigsten Thebaner, schildert im Berliner 'Tag' die Bestürzung, die nach der Durchfallskatastrophe hinter den Kulissen des Jung—Wiener Theaters geherrscht hat. »Nur Einer blieb unerschütterlich oder tat wenigstens so, machte gute Miene zum bösen Spiel, der junge Direktor des Jungwiener Theaters«, Herr Felix Salten. »Er gab sich alle Mühe, die Seinigen aufzurichten, war heiter und zuversichtlich, ironisch und kaltblütig und zeigte gar keine Unruhe. Und *siehe da*, am Abend erhob sich ein Sturm — ein Sturm auf die Kasse! *Noch vor Beginn der Vorstellung* war das ganze Haus ausverkauft.« Was — vor Beginn! Schon vor Beginn der *ersten* Vorstellung! Aber als die dritte — ja die dritte — in Szene gehen sollte, waren fünfunddreißig Gulden in der Kasse.

EIN LICHTPUNKT

»Und da half alles nichts: es half nicht die köstliche Niese, es half nichts eine famose, frech—graziöse Geschichte 'Der Seelenwanderer', bei der man gleich merkte, daß sie dem witzigsten Kopf in Wien entsprungen sein müsse.« So schrieb Thomas—Lothar Spitzer in der 'Neuen Freien Presse', so schrieben sie alle, die an dem Jung—Wiener Theater bloß ein gutes Haar ließen. »Der Seelenwanderer« ist zwar ein ordinärer Volkssängerspaß, als dessen Autor ein unbekannter Herr Paul Schott auf dem Programme stand. Aber — man merkte es *gleich*, daß er dem witzigsten Kopf in Wien entsprungen sein müs-

se. Nämlich gleich, nachdem man erfahren hatte, daß er Herrn Julius Bauer zum Verfasser habe. Dann *mußte* er freilich.

IM INTIMEN KREISE

Die Direktion hatte seinerzeit die folgende Ankündigung in den Tagesblättern erscheinen lassen: »Das Jung—Wiener Theater zum lieben Augustin wird neben seinen Darbietungen auf der großen Bühne auch noch Vorstellungen im intimen Kreise veranstalten. Hier soll dann im kleinen Raume dem artistischen Einfall, *jedem besonderen*, für die Bühne unwirksamen *Raffinement*, sowie der Improvisation Gelegenheit geboten werden, sich zu betätigen. Zu *diesen* Augustin—Abenden werden nur geladene Gäste Zutritt haben«. Das klang freilich verheißungsvoll und war geeignet, die Lust, wenn nicht gar die Lüsterheit des Wiener Theaterpublikums zu erregen. Die Direktion des Jung—Wiener Theaters hat aber ihre Versprechungen auch eingelöst. Das für die Bühne *unwirksame* Raffinement wurde pünktlich geboten, und schon am dritten Abend fand eine Vorstellung im intimen Kreise statt, wobei allerdings zu bemerken ist, daß der Raum, in dem sie stattfand, groß war.

DAS VELUM

Teilnahmsvolle Theatergänger erkundigen sich, was denn mit dem »Velum« geschehen ist, das auf der Jung—Wiener Bühne verwendet worden war. Man frage den Begräbnisverein »Concordia«. Kolo Moser's Velum war bei Lebzeiten des Jung—Wiener Theaters ein Tuch, das bloß Herrn Bahr in Begeisterung versetzen konnte. Nun mag's, da alles hin war, als Bahrtuch gute Dienste geleistet haben. Und vielleicht bessere, als am Abend der Premiere. Denn die ratlose Verlegenheit der soffitengewohnten Sänger und Schauspieler, die nie den Durchschluß fanden und sich in den Falten des Tuchs noch verhaspelten, als das Publikum bereits zu Ende gezischt hatte, sie hat zu den peinlichsten Momenten des Augustin—Abends gehört. Man atmete erst auf, als am andern Abend Frau Zuckerhandl versicherte: »Die kleine weiße Bühne fördert plastische Bildwirkungen, und die Vorhänge, welche die ganze Rundung abschließen, erlauben *ein zwangloses Durchschlüpfen, eine Plötzlichkeit des Erscheinens und Verschwindens*, welche für die rasch wechselvollen Stimmungen auf's Beste ersonnen ist«. Jetzt freilich, da das »Velum« die Plötzlichkeit des Verschwindens der Jung—Wiener Theaterreformer erlaubt hat, sind auch wir anderen zufrieden.

* * *

[Eine völlig unverständliche Notiz]

Eine völlig unverständliche Notiz stand am 21. November im 'Neuen Wiener Journal'. Sie lautet:

»Herr Theaterdirektor Robert Guttman des Stadttheaters in Steyr teilt uns mit, daß er bereit wäre, unser Blatt zu abonnieren, wenn wir über sein Theater Rezensionen aufnehmen. Herr Theaterdirektor Guttman übersendet uns zu diesem Behufe lobende Ausschnitte des Alpenboten aus Steyr und wünscht, daß wir ihm mitteilen, 'wie oft im Monat Rezensionen aufgenommen werden'. — Sollte man es glauben, daß ein *Theaterdirektor*, selbst wenn er nur in Steyr sitzt, einem Blatte solche *Zumutungen* stellt?«

Ja, warum sollte man das nicht glauben?

* * *

[»Wieder Einer«]

Die 'Arbeiter—Zeitung' bereitete neulich ihren Lesern eine sinnige Überraschung, indem sie die folgende Notiz brachte:

»Vom schönen Sänger Rizzio, dem ermordeten Geliebten der Königin Maria Stuart, sollen sich nach der 'Frankfurter Zeitung' im Archiv des Vatikans Briefe gefunden haben, die erweisen, daß Rizzio kein Sänger von Beruf gewesen sei. Vielmehr war er ein *Priester*, der die Verkleidung des fahrenden Sängersmannes nur angenommen habe, um der schottischen Königin in Sicherheit die Messe lesen zu können.«

Also — »wieder Einer«!

* * *

[Bruckner wird populär]

Daß die eingeschworenen Leser der 'Neuen Freien Presse' in Hinkunft endlich etwas von *Bruckner* wissen werden, scheint mir außer Frage. Bitte mich aber nicht mißzuverstehen. Natürlich meine ich Schabse und nicht Anton Bruckner.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Die Regierungskommissare]

Aktionär. Herr Gustav v. MAUTHNER hat in der Herrenhausdebatte über fundierte Teilschuldverschreibungen versichert, daß sich »bei unseren Emissions—Banken die Regierungs—Kommissare vortrefflich bewähren«. Der Generaldirektor der Creditanstalt hat dabei natürlich an den berühmten Gründerrechtsschwindel gedacht. Aber auch sonst schon haben die Regierungs—Kommissare, wenn die Banken Statutenverletzungen planten, oft genug den Zweck erfüllt, um dessentwillen die Bankdirektoren sie nicht missen mögen. Der landesfürstliche Kommissar tut nicht mit, aber er ist dabei. Er sieht zu, wie Millionen verschwinden und bestätigt, daß es keine Hexerei war und daß alles mit rechten Dingen zugegangen ist. So pflegen sich auch Artisten bei ihren Kunststücken von einem Zuschauer versichern zu lassen, daß alles in Ordnung verlaufen ist. Freilich hält da das Publikum streng darauf, daß es ein zahlender Zuschauer sei; erführe man, daß er von den Artisten bezahlt ist, man würde wüten — nicht gegen den Zuseher, aber gegen jene, die ihn bezahlt haben. Nur bei den Regierungs—Kommissaren ist es zulässig und gesetzlich, daß sie von den Banken honoriert werden. Und Herr v. Mauthner hat recht: sie sind zumeist ihr Geld wert. Die Zeitungen erhalten hundertmal mehr und nützen den Zwecken der Bankverwaltungen lange nicht soviel. Denn bei den Zeitungen weiß man wenigstens, daß Bezahlung und Leistung im Kausalverhältnis stehen. Aber bei den Regierungs—Kommissaren ist anzunehmen, daß sie sich unwissentlich — oder sagen wir, aus Unwissenheit — mißbrauchen lassen. Das Auge des Gesetzes bewaffnet sich in seiner Kurz-

sichtigkeit gern mit den von Aktiengesellschaften besorgten Brillen, und unsere Gesetzgeber haben sich bisher noch keine Skrupel darüber gemacht.

[Der inkonsequente Schnüfflerl und die posthumen Premieren]

Habitué. Sie senden mir eine Theaterkritik, die Herr Landesberg vor einem Jahre in der 'Österreichischen Volkszeitung' erscheinen ließ und in der er es tadelt, daß in den Vorstadtpossen immer die gewisse stereotype Figur eines nationalen Lustigmachers vorkomme. »Es muß doch nicht immer ein Jud' oder ein Böhm' sein, der dem verehrten Galeriepublikum als Hetz' geliefert wird.« Nun habe, so klagen Sie, Herr Schnüfflerl neulich selbst ein Libretto — »Das süße Mädel« — auf den Theatermarkt geworfen, in dem es pünktlich wieder der »Böhm« ist, der dem verehrten Galeriepublikum des Carltheaters geboten wird. Gewiß. Aber von »Hetz« ist doch dabei keine Spur! Wo bleibt das Vergnügen? Wo steckt die gerügte Inkonsequenz? Mit demselben Rechte könnten Sie es bemängeln, daß in den sommerlichen »Lokalzugstudien« des Herrn Landesberg der »Jud« eine Rolle spielt, in der ihn das Jubiläumstheater nimmer vorführen könnte, ohne den längst erworbenen Verdacht des »Antisemitismus« redlich zu verdienen. Überhaupt ist es untaktisch, unseren Preßleuten die beste Eigenschaft, die sie hin und wieder betätigen, Inkonsequenz gegen sich selbst, zum Vorwurfe zu machen. — Das Pseudonym der Bearbeiterin des Anzengruber'schen »Schandfleck« ist, wenn diese Zeilen in Druck gehen, hoffentlich enthüllt. Herr Müller—Guttenbrunn wird gut tun, künftig mehr die Qualitäten des eingereichten Stückes als den mutmaßlichen sozialen Rang des Autors vor der Annahme zu prüfen. Und vor der Ablehnung sollte dem Theaterleiter bekannt sein, ob die Dilettantenfeder, die Anzengrubers Prosawerk verstümmelte, eine erzherzogliche oder bloß gräfliche war. War nichts Näheres zu erfahren, so hätte schon die Empfehlung des mit dem Andenken Anzengrubers parasitär verknüpften Herrn Gründorf abschreckend wirken müssen. Der Skandal, der sich ehemals im Deutschen Volkstheater anläßlich einer Aufführung von »Aber Anton!« abspielte — Herr Gründorf hatte seinen Namen neben den Anzengrubers auf den Zettel gesetzt —, ist ja noch in frischer Erinnerung. Überhaupt müßte die Nachlaßindustrie einer schärferen Kontrolle unterworfen werden. Eine Gerichtssaalnotiz hat unlängst von dem merkwürdigen Versuch, eine Johann—Strauss—Premiere nach dem Tode des Meisters herauszufetzen, gemeldet. »Zwischen Frau Adele Strauss als Rechtsnachfolgerin des Kompositors Johann Strauss und dem Kompositeur Dr. Hugo Felix kam ein Vertrag zustande, durch welchen sich Dr. Felix verpflichtete, die Operette 'Indigo' von Johann Strauss unter Zuziehung anderer Strauss'scher Kompositionen in ein neues Bühnenwerk umzuarbeiten«. Der Kompositeur Felix strich das Einreichungshonorar ein, unterließ es jedoch, rechtzeitig dem Kompositeur Strauss die von der Rechtsnachfolgerin bedungene Pietät zu erweisen. Die Folge war ein Zivilprozeß, der aber »ausgeglichen« wurde. Herr Felix ist bekanntlich einer der Entrepreneure des lieben Augustin und seiner pompes funèbres. Man erkennt heute, wie gut er daran tat, sich »auszugleichen« und seine Hände von den Melodien des »Indigo« zu lassen. Noch besser aber hätte die freundliche Rechtsnachfolgerin getan, sich mit dem Ruhme, den Johann Strauss bei Lebzeiten erworben hat, zu begnügen, und Kunstschatze, die nie vor dem Einbruche talentloser Theaterjobber geschützt waren, wenigstens nach dem Tode des Meisters zu hüten. Johann Strauss war allzeit stolz darauf, der Schwager Josef Simons genannt zu werden; auf die Nachhilfe des Kollegen Felix war er so wenig gefaßt, wie etwa Anzengruber auf die Unterstützung der Gräfin Bubna.

[Die jungjüdische Dichterschule]

Literat. Nein. Der »Vorlesungs—Abend aus JUNGJÜDISCHER Dichtung«, der für den 27. November im Ehrbar—Saal angekündigt war, ist keine Wiederholung des von Herrn Kainz neulich abgehaltenen und mißglückten »Wiener Autoren«—Abends und hat auch mit dem »Jungwiener Theater zum lieben Augustin« nichts zu tun. Ich habe das Programm gelesen und unter den Mitwirkenden bloß EINEN Mitarbeiter der 'Neuen Freien Presse' gefunden, nämlich einen gewissen Adolph Donath, der sich bisher durch literarische Rezensionen einen Namen gemacht hat, weil sie aus nichts bestanden als aus seinem Namen, dem Titel und Verlagsort des Buches und etwa noch der Versicherung: »Diese Gedichte sind sehr stimmungsvoll« oder »Der Autor hat unterschiedenes Talent« oder »Ein spannender Roman!« Zählt man die Mitarbeiter des Literaturblattes der 'Neuen Freien Presse' in analphabetischer Reihenfolge auf, so verdient »a. d.« sicherlich den ersten Platz. Er gehört zu jenen merkwürdigen Begabungen, die ihren Sturm und Drang seinerzeit in der Konstatierung, daß Otto Julius Bierbaum ein »Prachtkerl« sei, auslebten. Als sich Herr Donath abklärte, schrieb er einmal — ich glaube, es war in jener Monatsschrift 'Gesellschaft', die so viele talentlose junge Leute bürgerlichen Berufes abgewendet hat — : »Dieser Autor ist sehr begabt, wie Karl Kraus so richtig geschrieben« und »diese SCHÖNE Schauspielerin, wie Hermann Bahr sie treffend genannt hat.« Seit a. d. in der 'Neuen Freien Presse' wirkt, gibt er wieder selbstständigere Urteile von sich. So verkündete er, gelegentlich der Besprechung eines historischen Dramas, vor kurzem: »Es wirkt heute komisch, wenn man die Bürger von Worms aus den Jahren 1232 bis 1235 in strengstem HOCHDEUTSCH reden hört. Das ist das Übel, an dem das Bühnenwerk Henzens krankt.« Es ist demnach nicht ausgeschlossen, daß auf Herrn a. d. auch die Lektüre des »Faust« oder der »Hermannsschlacht« komisch wirkt. Jedenfalls sieht man, welche Vorbildung dazu gehört, um als Literaturkritiker beim Organ der österreichischen Intelligenz angestellt zu werden. Man muß Zionist sein. Dann wird man von Herrn Herzl protegirt, erhält von Herrn Georg Cohen Brandes ein Vorwort zu einem »Gedichtband« und fühlt sich eines Tages im Olymp, ohne zu wissen, wie dieses Wort geschrieben wird.

[Gerichtssaal und Kirche]

Liberaler. Herr Dr. NECHANSKY hat jüngst im Gemeinderat versichert: »Vor das Gericht tritt man wie in eine Kirche.« Sollte das die Gerichtssaalscheu gewisser Parteifreunde erklären? Weihrauchdünste und Gerichtssaalluft: beides verträgt gleich schlecht, wer an den gewissen »freieren Zug«, der manchmal Anschluß an Amerikadampfer hat, gewöhnt ist.

[Das Interieur bedeutender Männer]

Bahr—Enthusiast. Ein gutes Portrait des erfolgreichen Autors finden Sie in der Berliner Zeitung 'Der Tag' vom 14. November. Er ist dort — nach der letzten Mode — in seinem Arbeitszimmer aufgenommen und sitzt in einem Olbrich'schen Sessel. Ein Zufall wollte es, daß Herr Bahr just in dem Momente, als der Photograph des 'Tag' ihn belauschte, eine Nummer des 'Tag' zur Hand genommen hatte. Die Reklame für Herrn Scherl war indes sicher nicht beabsichtigt, und kein Mensch kann sagen, daß Herr Bahr nur im Revanchewege die Reklame für sich selbst erreicht hat. Aus dem Bilde ist natürlich auch nicht zu erkennen, WELCHE Nummer des 'Tag' Bahr gerade liest, und ob es etwa die vom 12. November ist, in der ein sicherlich unverdächtiger Korrespondent, Herr Franz Servaes, den Berliner Lesern wie folgt berichtete: »So ist Bahr also burgtheaterfähig geworden. Doch, kann man sich darüber freuen? Durfte das Burgtheater so sehr von seiner Höhe heruntersteigen, um DIESE MISSGEBURT (natürlich ist hier das Stück gemeint) — wohl hauptsächlich wegen der Sensation der Parlamentsszene — zur Aufführung zu bringen? Ist da der

Schaden nicht größer als der höchst ungewisse Nutzen?« Nimmermehr könnte Herr Bahr, da er solches im 'Tag' las, noch ein freundliches Gesicht gemacht haben und dem hereinstürmenden Spezialphotographen gesessen sein. Überhaupt ist der Moment, in dem sich bedeutende Männer nach der neuesten Methode in ihrem Interieur überraschen lassen, nie genau zu bestimmen. Operettentöne lassen sich in der Regel beim Rollenstudium ertappen. Wie es aber z. B. dem Photographen eines Wiener illustrierten Blattes gelingen konnte, in das ARBEITSZIMMER DES ÖSTERREICHISCHEN UNTERRICHTSMINISTERS zu dringen, darüber mag Herr v. Hartel, wenn er sein Bild in jenem Blatte sieht, selbst recht erstaunt sein. Denn seinem Ressort müßte doch eher das Streben entsprechen, den Volksgeschmack vergiftende Sensationsblätter zu unterdrücken, als der Ehrgeiz, in Ihnen porträtiert zu werden!

[Aus meiner Sammlung]

Leser. Den Satz, den die 'Neue Freie Presse' in einer Besprechung der Nestroy—Feier enthielt, habe ich meiner Sammlung typischer Schmockwendungen eingereiht. Er ist eines der ausgewachsensten Exemplare: »In den Logen und im Parkett sah man die vornehmsten Kreise der Residenz, und die breiten Schichten der Bevölkerung hatten die Galerien in einer fast beängstigenden Weise gefüllt.« Freilich reicht er nicht an die Schönheit und Rundung einer Notiz heran, die ich noch vom vergangenen Sommer aufgehoben habe: »Aus Aussee wird uns berichtet: Das Publikum des 'Alpenheim' in Aussee hatte dieser Tage einen auserlesenen Kunstgenuß. Es konzertierte hier am 14. und 16. d. der Cellist und Klavier—Virtuose Professor Sigmund Sterneck aus Groß—Kanizsa mit schönem Erfolge. Dem Künstler wurden seitens der Zuhörer große Ovationen dargebracht, die ihren Kulminationspunkt erreichten, als Professor Sterneck seine eigene, 'Im Alpenheim' betitelte, dem kaiserlichen Rate Dr. Schreiber gewidmete melodiose Komposition mit vollendeter Meisterschaft zum Vortrage brachte.« — Hier ist alles vereinigt, und es ist die Kunst solch unscheinbarer Schilderung, daß sie es versteht, ein ganzes Milieu durchstinken zu lassen. Schreibers Alpenheim, auserlesen, Ovationen, Kulminationspunkt, melodios — mit einem Worte: Groß—Kanizsa. Oder mit fünf Worten: die vornehmsten Kreise der Residenz ...

Berichtigung

In Nr. 86 waren bloß in einem Teile der Auflage die folgenden Korrekturen durchgeführt: Auf S. 22, Zeile 6 von unten lese man statt »Aber ich habe auch Herrn«: *Aber ich habe Herrn*, ebenda, Zeile 1 von unten statt »nie für einen«: *auch nie für einen*; auf S. 23, Zeile 1 von oben statt »Mir hat aber nicht einmal«: *Und mir hat nicht einmal*. Auf S. 18, Zeile 14 von oben hört man Herr Bahr Segenswünsche für das Jung—Wiener Theater *empfehlen* und nicht »herablehnen«, und Herr Felix Salten heißt richtig *Zsiga*, nicht »Szig« Salzmann, wie auf S. 16, Zeile 16 von oben behauptet ward.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.